



en Schmerzen. Frazier siegt nach Punkten. (New York, 8. März 1971)

8. März 1971: Frazier siegt nach Punkten



Zwei Olympiasieger der USA, zwei unbesiegte Profiweltmeister im Schwergewicht: Die Brisanz von Joe Fraziers Titelverteidigung gegen den von einer Zwangspause ausgebreiteten Ex-Champion Muhammad Ali bringt den Madison Square Garden zum Knistern. Frazier lässt im Ring dem Rivalen keinen Raum, um wie ein Schmetterling zu tanzen, und bringt über 15 hochintensive Runden deutlich mehr Treffer

unter – inklusive eines Niederschlags im letzten Durchgang. Am Ende sehen ihn alle drei Punktrichter vorn. Alis Beine sind nicht die besten, dafür zeigt er Nehmerfähigkeiten. Später klären Röntgenaufnahmen, dass sein Kinn nicht gebrochen ist. Frazier bezahlt den Triumph mit einem demolierten Gesicht und braucht Tabletten, um die Schmerzen zu ertragen. Das Bild zeigt ihn an der Pressekonferenz nach dem Kampf.

28. Januar 1974: Ali siegt nach Punkten



Es sind die Namen, nicht Titel, die den Madison Square Garden erneut bis auf den letzten Platz füllen: Frazier ist inzwischen von George Foreman entzaubert worden, Ali hat in zwei Duellen mit Ken Norton (eine Niederlage, ein Sieg) Stärken und Schwächen gezeigt. In diesem Hoffnungslauf weiss er den Nahkampf mit «Smokin' Joe» indes viel besser zu vermeiden. Ali trifft und klammert, trifft und klammert – und erhält am

Ende von zwölf recht gleichförmigen Runden den einstimmigen Punktscheid. Der Titel der North American Boxing Federation (NABF) ist eher marginal – in der Hauptsache geht es darum, sich als nächsten Herausforderer von Champion Foreman zu qualifizieren. So ebnet Ali das recht gewöhnliche Duell den Weg nach Kinshasa, zum «Rumble in the Jungle». Frazier hingegen ist erst mal raus.

und ihre Fights einmütig in Studiosesseln erlebte. An guten Tagen wussten sie ihre gegenseitigen Vorbehalte wie Colts im Halfter zu verstecken. Dennoch brachen die Wunden, die Ali ihm zugefügt hatte, bei Frazier immer wieder auf. Dann ballerte er mit bitteren Worten um sich, die wie Schläge klangen.

«Ich hasste diesen Mann», erzählte «Smokin' Joe» dem Autor und Boxexperten Thomas Hauser Anfang der 1990er Jahre für dessen grandiose Biografie über Ali («Muhammad Ali. His Life and Times»). «In den ersten zwei Kämpfen versuchte er, aus mir einen weissen Mann zu machen. Dann versuchte er, aus mir einen Nigger zu machen. Wie würde es dir gefallen, wenn deine Kinder heulend aus der Schule kommen, weil jeder ihren Vater einen Gorilla genannt hat?»

Jahre später mochte der Ex-Weltmeister im Ruhestand auch nicht die globale Rührung für den von der Parkinson-Krankheit gezeichneten Ali verstehen, als dieser das olympische Feuer der Spiele in Atlanta (1996) entzündete: Wie könne man da nur einen präsentieren, der längst zum eigenen Schatten geworden sei? Bei anderer Gelegenheit nahm er den Zustand des Erzrivalen gar als Beweis, dass der bei ihren Duellen viel mehr eingesteckt habe als er, der sich in Philadelphia im eigenen Gym fit hielt. Sieh mich an, sieh den alten, tatterigen Mann an, und dann vergleiche mal: In der Art war er dem Autor dieses Textes kurz nach den Spielen von Atlanta in dem Backsteingebäude an der North Broad Street in Philadelphia begegnet. Ein stolzer, launischer Mann jenseits der 50, der niemandem mehr etwas beweisen musste und das Tagesgeschäft in «Frazier's Gym» weitgehend seinem eloquenten Sohn und früheren Profiboxer Marvis überliess. Dieser und die Tochter Jacqueline, eine Anwältin, waren dank seinen Kampfbörsen doch

hundertmal besser ausgebildet als er. Frazier war zu dem Zeitpunkt bereits mehr und mehr in den Hintergrund getreten – und sah von dort aus zu, wie Ali weit über den üblichen Radius des Sports hinaus eine globale Ikone blieb. Eine Entwicklung, die er nicht nur verblickt, sondern auch mit einer gewissen Portion Sarkasmus, ja Missgunst auf den flüsternden Weltdiplomaten verfolgte – selbst wenn der seine lautesten Tiraden aus der aktiven Zeit inzwischen bereute.

«Das ist ein Kerl!»

«Es tut mir leid, dass Joe Frazier sauer auf mich ist», sagte Ali seinem Biografen Thomas Hauser. «Es tut mir leid, dass ich ihn verletzt habe. Joe Frazier ist ein guter Mann. Ich hätte ohne ihn nicht das erreichen können, was ich erreicht habe, und er hätte nicht das erreichen können, was er erreicht hat. Und wenn Gott mich niemals zu einem heiligen Krieg ruft, möchte ich, dass Joe Frazier an meiner Seite kämpft.»

Weniger empfindlichen Charakteren hätte das als Entschuldigung eventuell gereicht. Nur hatte Ali solche Worte nie direkt an Frazier gerichtet, *face to face*, sondern immer nur an Dritte. Wie Thomas Hauser. Oder den damals 15-jährigen Marvis, dem Ali nach dem Kampf in Quezon City Grüsse an den Dad auftrug: Er habe «diesen ganzen Mist», den er über ihn ausgekippt habe, nie wirklich ernst gemeint. Oder dort versammelten Journalisten, denen er zurief: «Lasst mich nie wieder jemand hören, der Joe Frazier in den Dreck zieht. Das ist ein Kerl!»

Es fehlte also die persönliche Geste, das klärende Ritual. Und je mehr Zeit der eine verstreichen liess, desto mehr verfestigte sich beim anderen ein bestimmtes Bild von ihm. Ali hatte sich in Quezon City auch für seinen

Gegner als unglaublicher Kämpfer bewiesen; hatte Schläge ausgehalten, «die Löcher in Beton gemacht hätten», so Frazier. Trotzdem war er in dessen Augen damals etwas schuldig geblieben, wie man gut 20 Jahre später in der Autobiografie «Smokin' Joe» nachlesen konnte. «Warum nicht Manns genug sein, um mir ins Gesicht zu sagen, was du fühlst?», heisst es da. Und: «Als Mensch steckte Clay so knietief in seinem Ego, dass er sich nicht überwinden konnte, das Richtige zu tun.»

Die Beiläufigkeit, mit der Ali sich von seinen Sünden freikaufen wollte, konnte Frazier nur als weitere Beleidigung auffassen. Darum bewahrte, ja pflegte er seinen Groll wie einen kostbaren Familienschatz. Dem Feind aus alten Tagen nicht zu verzeihen, war so etwas wie eine stille Reserve – und wurde unlösbarer Teil seiner eigenen Identität. Als läge etwas darin, auf das es bis zum Tod (2011) nicht verzichten mochte.

Hätte es ihn umgestimmt, zu sehen, wie der schwer gezeichnete Ali sich auf seine Beredigung schleifte? Natürlich ist die Frage obsolet. Dem Rest der Welt aber zeigte der Auftritt, dass der durch sich selbst ausgefurne «Greatest of them all» grösste Achtung für den hartnäckigsten aller Widersacher empfand. Er hatte nur leider den rechten Moment verpasst, diese an der einzig richtigen Adresse abzuliefern, und irgendwann ist es dann zu spät.

Immerhin hatten Joe und Muhammad, geborene Kämpfer im Wendekreis des Steinbocks, einen Weg gefunden, sich nicht mehr in die Hörer zu kriegen. Hatten einander ausgehalten, wenn ein offizieller Anlass sie doch noch einmal zusammenführte, und sich jeweils für das gepriesen, was sie einander im Ring abverlangten. Manchmal ist das gut genug und mehr einfach nicht möglich.

1. Oktober 1975: Ali siegt durch technischen K.o.



Diesmal ist Ali der Champion und Frazier der Herausforderer. Vor dem Fight verhöhnt Ali den Gegner immer wieder vor den Medien (Bild). Doch dann zeigen in der feuchten Morgenhitze von Quezon City beide Kämpfer alles, was sie zu bieten haben. Die Vorteile wechseln mehrfach: Ali startet furios und holt sich die ersten vier Runden. Dann übernimmt Frazier und scheint das Duell drehen zu können. In den hohen Runden feuert Ali

indes wieder zurück, und dann hat Eddie Futch genug gesehen: Fraziers Trainer wirft nach 14 Runden das Handtuch, um den Schützing vor Spätschäden zu bewahren. Damit ist er Alis Coach Angelo Dundee wohl nur knapp zuvorgekommen. Dem epischen Abnutzungskampf lässt der Sieger (elder) zehn weitere Kämpfe folgen. Frazier sieht nach einer weiteren Pleite gegen Foreman ein, dass seine Zeit im Ring vorbei ist.